

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 95 (2001)
Heft: 9

Artikel: NW-Gespräch mit Yvonne Haerberli : "Ich machte die prägende Erfahrung, dass meine Familie zu den Armen gehörte"
Autor: Haerberli, Yvonne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-144309>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich machte die prägende Erfahrung, dass meine Familie zu den Armen gehörte»

Seit vielen Jahren hat es sich der Redaktor zur Tradition gemacht, die Mitglieder der Redaktionskommission an ihren runden Geburtstagen zu einem NW-Gespräch einzuladen. An der Reihe ist diesmal Yvonne Haerberli, die kürzlich ihren 60. Geburtstag feierte. Das Gespräch dreht sich um die Motivation, die unsere Freundin veranlasst hat, schon vor 16 Jahren in die Redaktionskommission einzutreten. Wir hören auch vom Werdegang einer Psychotherapeutin, die seit vielen Jahren im Schulwesen arbeitet, oder von den Barrieren, die eine alleinerziehende Adoptivmutter für ein Kind aus der Dritten Welt überwinden musste. Da wird konkret, was «Option für die Armen» auch in unseren Breitengraden bedeuten könnte.

Red.

Politische Sensibilisierung durch Psychoanalyse und Reisen nach Südamerika

Neue Wege: *Yvonne Haerberli, Du bist seit 1985 Mitglied der Redaktionskommission der Neuen Wege. Was war das Motiv für Deinen Einstieg in unsere Zeitschrift?*

Yvonne Haerberli: *Lilly Dür-Gademann hat mich damals gefragt, ob ich ihre Nachfolge in der Redaktionskommission antreten möchte. Ausgangspunkt unseres Gesprächs war unser gemeinsames Unbehagen an der Psychoanalyse. Es war nicht ein Unbehagen an unserer beruflichen Tätigkeit, wohl aber am Streit innerhalb dieser Wissenschaft. Die Spannungen führten zur Trennung des Psychoanalytischen Seminars Zürich von der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse. Es war eine grosse Auseinandersetzung um die «richtige» Psychoanalyse, vor allem auch um Psychoanalyse und Politik. Inhaltlich ging ich zwar stark mit der Linken, die sich um das Psychoanalytische Seminar gruppierte und gegenüber der von der Schweizerischen Gesellschaft vertretenen «reinen Lehre» den politischen und sozialen Kontext der Psychoanalyse betonte. Ich war sehr daran interessiert, die Psychoanalyse auch *weniger privilegierten Schichten* zugänglich zu machen und ihr mehr Themen aus der *sozialen Welt* zu vermitteln.*

In meiner Arbeit an der Kinderpsychiatrischen Poliklinik in Winterthur hatte ich viel mit *Ausländerkindern* zu tun. Es waren damals noch vorwiegend italienische Kinder. Ich habe dabei erfahren, dass wir, um mit diesen Menschen zu kommunizieren, andere Parameter einführen müssen. Man kann nicht am üblichen Setting festhalten und mit ihnen drei- bis fünfmal in der Woche eine Therapiestunde durchführen. Auch von meiner eigenen Herkunft her war es mir ein Anliegen, Formen zu finden, um diesen Personen eine therapeutische Behandlung zugänglich zu machen.

Das war auch das Anliegen der linken Psychoanalytiker, mit denen ich in diesem Punkt sehr einverstanden war. Allerdings habe ich die *Linken* in dieser Auseinandersetzung mit den Konservativen als *extrem aggressiv* erlebt. Meine eigene Lehranalyse hatte ich bei einem Vertreter der Schweizerischen Gesellschaft gemacht, ohne je eine Einschränkung oder ein fehlendes Verständnis in bezug auf diese Thematik wahrnehmen zu müssen. Es entspricht wohl auch meinem Naturell, dass ich eher zu einer vermittelnden Position tendierte.

Meine Reisen nach *Lateinamerika* und zuvor schon meine Erfahrungen im *mexikanischen Studentenhaus in Paris* haben mir den Blick für die soziale Situation in diesem Teil der Dritten Welt geschärft. Ich konnte den Einfluss kolonialer Herrschaft auf die Indios und die Schwarzen beobachten. Noch bevor ich angefangen habe, Psychoanalyse zu betreiben, hat mich diese Erfahrung politisch sensibilisiert. Ich hatte auch schon Begegnungen mit Priestern, die man als Vorläufer der *Theologie der Befreiung* bezeichnen könnte.

Ja, das waren die Themen, über die ich mit Lilly Dür-Gademann gesprochen habe. Worauf sie spontan meinte, dass ich doch eigentlich für sie in die Redaktionskommission der *Neuen Wege* eintreten könnte.

NW: *In Deinem Nachruf auf Lilly Dür-Gademann, der im letzten Juniheft erschienen ist, schreibst Du ja auch über Euer gemeinsames «Unbehagen an einem beinahe kultisch betriebenen Individualismus innerhalb der Psychoanalyse». Hat denn die linke Psychoanalyse, wenn ich sie so nennen darf, dazu nicht ein Gegengewicht geschaffen?*

YH: Die Linken haben zwar genau das gemacht, was ich mir wünschte. Sie haben sich nicht nur politisch engagiert, sondern z.B. Stiftungen gegründet, um weniger bemittelten Personen einen Zugang zur Psychoanalyse zu verschaffen.

Was mich störte, war wirklich dieser aggressive Ton in der Auseinandersetzung mit den Konservativen. Hinzu kamen regelrechte Hahnenkämpfe von Männern, die diesen Streit dazu nutzten, um sich selbst zu profilieren.

Der *Individualismus* gehört nicht etwa theoretisch zur Psychoanalyse. Er ist die fast zwangsläufige Folge ihrer Praxis. Wer z.B. eine *Lehranalyse* von fünf bis sieben Jahren macht, muss dazu ein horrendes Geld aufbringen und ein irrsinniges Engagement an Zeit. Wenn du vier- bis fünfmal in der Woche auf die Couch gehst und dabei auch noch deinen Lebensunterhalt verdienen musst, dann bleibt dir keine Energie, kein Geld



und keine Zeit mehr für etwas anderes. Das schafft zwangsläufig die Situation, dass man für die Psychoanalyse lebt. Durch den Besuch von Vorträgen und Seminaren bewegt man sich auch immer nur in diesem «Kuchen».

NW: *Du hast die Kritik an der Vernachlässigung der Randgruppen in der traditionellen Psychoanalyse konsequent umgesetzt. Dein beruflicher Weg hatte nicht eine akademische Karriere oder eine lukrative Privatpraxis zum Ziel. Du wolltest für Menschen dasein, die sonst kaum in der Lage sind, den Zugang zu einer*

*«Ich bin daran interessiert, die Psychoanalyse auch weniger privilegierten Schichten zugänglich zu machen»
(Yvonne Haerberli im Gespräch für die Neuen Wege).*

Psychoanalyse oder Psychotherapie zu finden.

YH: Ja, und zwar nach Möglichkeit in einem *öffentlichen Dienst*. Ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass öffentliche Dienste am besten in der Lage sind, den Menschen diesen Zugang zu ermöglichen. Das gilt vor allem auch für schulische Institutionen im Interesse der Kinder.

Vom Arbeiterkind zur Psychoanalytikerin

NW: *Du hast Deine Herkunft erwähnt. Darin liegt wohl der eigentliche Schlüssel für Dein berufliches Engagement. Wie bist Du dazu gekommen, Psychologie zu studieren?*

YH: Ich komme aus einer *Arbeiterfamilie*, die zuerst in Feldbach und später im benachbarten Stäfa am oberen rechten Zürichseeufer lebte. Ein akademischer Beruf wurde mir nicht in die Wiege gelegt. Nur dank der Unterstützung meiner Lehrer in der Sekundarschule und später am Lehrerseminar erhielt ich die Ausbildung, die mich interessierte. Wenn es nach meinem Vater gegangen wäre, hätte ich eine kaufmännische Lehre absolvieren und in diesem Beruf mein Geld verdienen müssen. Aufgrund einer Intervention meines Sekundarlehrers hat er mir zähneknirschend erlaubt, das *Lehrerseminar* zu besuchen. Es wurde vollends zum Familienskandal, als ich nicht Lehrerin bleiben, sondern studieren wollte.

NW: *Du warst also eine Zeitlang als Lehrerin tätig?*

YH: Als erste Stelle hatte ich eine *Gesamtschule* von der 4. bis 8. Klasse in Buch am Irchel, einer kleinen Zürcher Landgemeinde. Es war ein unglaublicher Krampf, bei dem ich lernte zu organisieren. Abend für Abend sass ich bis 11 oder 12 Uhr nachts im Schulhaus. Nach anderthalb Jahren war ich schon ziemlich ausgebrannt. Ich konnte mir nicht vorstellen, für den Rest meines Lebens so

zu arbeiten. So ging ich nach Paris, um an der Sorbonne die *Cours de civilisation française* zu besuchen und Sprachen zu lernen. Ich schlug mich zunächst mit Nachhilfestunden und Kinderhüten durch. Später konnte ich in das *mexikanische Studentenhaus* der Cité Universitaire einziehen. Das hatte sich so ergeben, weil die Schweizer in ihrem Haus damals noch keine Frauen aufnahmen. Da die Studentenhäuser der Cité Universitaire die Auflage hatten, einen bestimmten Prozentsatz von Studierenden aus anderen Nationen aufzunehmen, wurden die Schweizer Frauen innerhalb dieser Kontingente verteilt.

So fing mein *Interesse für Südamerika* an. Ich lernte Spanisch. Nach meinem Abschluss am IAP (Institut für Angewandte Psychologie) in Zürich und einem Jahr Praxis an der Poliklinik in Winterthur habe ich dann meine erste grosse Auslandsreise nach Mexiko unternommen.

NW: *Wie bist Du zum IAP gekommen?*

YH: Nach anderthalb Jahren in Paris musste ich nochmals ein Jahr Schullehrer in Zürich-Schwamendingen erteilen. Dann erst konnte ich ans IAP. Ich habe es mir verdient, indem ich am Vormittag zwei bis vier Stunden an der Berufswahlschule der Juventus unterrichtete. In den letzten Semestern habe ich mich auch noch an der *Universität* immatrikuliert, einmal mehr auf Drängen eines Dozenten, der meinte, das IAP sei «unter meinen Möglichkeiten».

NW: *Und dann hast Du also noch ein universitäres Psychologiestudium und ein Nachdiplomstudium in Psychoanalyse abgeschlossen?*

YH: Mit dem IAP-Diplom erhielt ich eine Stelle an der Kinderpsychiatrischen Poliklinik in Winterthur, wo ich fünf Jahre tätig war. Das Psychologiestudium erfolgte auch wieder berufsbegleitend. Dann kam ich an die Tagesklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Zürich, die

unter Prof. Herzka eröffnet wurde. Gleichzeitig begann ich mit der Ausbildung zur Psychoanalytikerin.

Adoption als alleinerziehende Mutter

NW: *Du hast kurz nach Deinem Eintritt in die Redaktionskommission ein damals siebenjähriges Mädchen aus Kolumbien bei Dir aufgenommen und adoptiert. Es ist inzwischen eine Frau geworden, mit einem Nigerianer verheiratet und Mutter einer Tochter. Mir scheint, Du wolltest mit dieser Adoption auch einen konkreten Schritt in Richtung Gerechtigkeit leisten und einem jungen Menschen aus der sog. Dritten Welt eine Chance geben.*

YH: Das war natürlich auch ein Motiv. Aber solche Entscheidungen erfolgen nicht einfach linear, sondern sind mehrfach bedingt. Ich hätte gern ein Kind gehabt, aber lebte nicht in einer Partnerschaft, die dafür geeignet gewesen wäre. Immer wieder hatte ich die riesigen *Slums* in verschiedenen Städten Südamerikas besucht, weil ich wissen wollte, wie die Menschen dort lebten und welchen Beitrag die Kirchen und die Hilfswerke zur Linderung des Elends leisten konnten. In Lima z.B. besuchte ich ein Haus der SOS-Kinderdörfer, weitere Projekte verfolgte ich in Mexico-City und zuvor schon in Salvador de Bahia in Brasilien. Es waren Erfahrungen, die mich zutiefst erschütterten.

Während meiner ersten Reise nach *Kolumbien* wohnte ich bei einer einheimischen Freundin, die ich in Paris kennengelernt hatte. In der Nähe ihres Hauses in Cali befand sich ein Kinderheim mit Säuglingen und Kleinkindern, die z.B. auf Kirchentreppen ausgesetzt oder sonst irgendwo aufgefunden wurden. Es waren zumeist Kinder von ledigen Müttern, die nicht in der Lage waren, für sie zu sorgen. Damals fasste ich den Entschluss, dass ich für eines dieser Kinder dasein möchte.

Schon immer hatte ich *Hilfswerke* unterstützt, die sich redlich dafür einsetzten, diesen vielen Kindern zu helfen, die

niemanden haben, der oder die für sie zuständig ist. Aber dieses nur finanzielle Engagement machte mir Mühe. Ich wollte die Anonymität durchbrechen, mit der das Geld, auch mein Geld, verteilt wurde, ohne dass ich wusste, was damit passiert.

NW: *Wie hat Deine Umgebung diese Entscheidung aufgenommen? Eine Adoption als alleinerziehende Frau war damals doch eher ungewöhnlich.*

YH: Es war schrecklich, vor allem, wenn ich an die Reaktion der zuständigen *Zürcher Behörde* denke. Ich wusste von der rechtlichen Möglichkeit einer solchen Adoption, auch von ähnlich gelagerten Fällen in der Schweiz. So reichte ich meinen Antrag bei der Pflegekinderfürsorge ein. Der Herr, der mich zu einem ersten Gespräch empfing, las mir die *Leviten*. Er meinte, ein solches Kind brauche einen Vater, eine intakte Familie usw. Er verstieg sich zu Sprüchen wie: «Und überhaupt, Sie haben studiert, und jetzt meinen Sie, Sie müssten auch noch ein Kind haben.» Ich fühlte mich diskriminiert und war wütend. Meine Reaktion war: Jetzt erst recht, das lasse ich mir nicht bieten.

Es wurde eine sehr *lange Prozedur*. Die Pflegekinderfürsorge muss jeweils ein Gutachten in Auftrag geben. Lautet dieses positiv, so geht der Antrag ins sog. Geberland, in meinem Fall war das *Kolumbien*. Auf dem offiziellen Weg über die kolumbianischen Behörden, aber auch über meine Freundin, wurde mir dann das Kind vorgeschlagen, das ich schliesslich adoptierte. Ich bin zum zweiten Mal nach *Kolumbien* gereist und habe das Kind auf einer Amtsstelle in Empfang genommen. Bevor ich es in die Schweiz brachte, lebte ich mit ihm noch ein paar Wochen in der Familie meiner Freundin.

In der Schweiz waren die Reaktionen gespalten. Es gab Stimmen, die Bedenken äusserten, was ich mir da aufhalsen würde. Aber die näheren Freundinnen

und Freunde, die mich und meine Lebensweise kannten, haben mich dabei sehr unterstützt.

Neue Wege für die sozial Schwachen?

NW: *Immer wieder ermahnst Du uns in der Redaktionskommission, näher an den sozial Schwachen zu bleiben, ihre Situation besser zu reflektieren und mit ihnen nach Lösungen zu suchen. Die Frage ist, wie wir das Verlangen dieser Menschen nach Gerechtigkeit artikulieren können, um nicht einfach nur für sie zu sprechen, sondern sie selbst sprechen zu lassen.*

YH: Das «Verlangen nach Gerechtigkeit» tönt für mich etwas hochgestochen. Aber ich habe diese Kritik schon lange nicht mehr angebracht. Und wenn, dann erhielt ich den Ball immer zurückgespielt mit der Aufforderung, dazu selber einen Beitrag zu leisten. Dazu aber komme ich kaum. Ich versuche, diese Aufgabe durch meine berufliche Arbeit abzudecken.

NW: *Für eine Zeitschrift wie die Neuen Wege ist es gleichwohl ein Problem, wie diese Menschen, für die wir dasein möchten, selbst zu Wort kommen. Ich habe oft den Eindruck, dass wir genau so «neben den Schuhen laufen» wie linke Parteien oder Gewerkschaften. Die Menschen, für die wir uns einsetzen wollen, fühlen sich durch die Neuen Wege kaum angesprochen und vertreten.*

YH: Das sehe ich anders. Wenn sich eine Zeitschrift um diese Menschen bemüht, dann sicher die Neuen Wege. Ich denke an die Beiträge von *Vre Karrer*, die sehr konkret und praxisbezogen sind. Es ist immer die Frage, ob wir auf der individuellen oder auf der institutionellen Ebene arbeiten. Wir nehmen ja auch die Erfahrungen kirchlicher Organisationen und Institutionen auf und stehen mit zahlreichen Leuten in Kontakt, die sich auf der politischen Ebene gegen Diskriminierung und Armut engagieren.

Wo begegnen wir diesen Menschen hierzulande? Wir begegnen ihnen z.B. als

Asylsuchende. Wir berichten über Leute und Organisationen, die mit Asylsuchenden arbeiten und reflektieren damit auch deren Erfahrungen. Was ich vermisse, sind Beiträge über die sozialen Probleme in *ländlichen Gegenden*. Wir nehmen kaum zur Kenntnis, was in Tessiner oder Bündner Tälern vor sich geht, wo die Kleinbauern um ihr Überleben kämpfen müssen und wo auch die Abwanderung gross ist. Wir wissen auch wenig von jenen «*Büezern*», die unsere Strassen kehren oder andere wenig geschätzte Arbeit leisten, die auch nicht gewerkschaftlich organisiert sind, über keinen Schweizerpass, vielleicht überhaupt über keine «*Papiere*» verfügen. Wir berichten sicher zu wenig über die *Schule*, von den Erfahrungen der Lehrkräfte mit den angesprochenen Bevölkerungsgruppen.

Den Menschen nicht wie einen Apparat behandeln

NW: *Die Psychoanalyse wie die Psychotherapie stehen heute unter dem Verdacht der Unwissenschaftlichkeit. Eine der Polemiken lautet, die Psychotherapie sei das Problem, für dessen Lösung sie sich halte. Es fehlten Kriterien, an denen sich der therapeutische Erfolg messen liesse. Ich frage Dich als Fachfrau in der Praxis und an der Basis, was Du dieser Kritik entgegenhalten kannst.*

YH: Der ganze Disput um die Psychotherapie und deren Anerkennung hat einen *finanziellen Hintergrund*. Es geht um happige Interessen von Krankenkassen und Ärzteschaft. Wenn man eine Depression mit *Medikamenten* zum Verschwinden bringen kann, dann hat die sogenannte Wissenschaft leichtes Spiel. Sie kann mit Psychopharmaka innert kurzer Zeit etwas bewirken, ohne dass überprüft wird, wie nachhaltig diese Wirkung ist.

Man müsste vor allem unterscheiden zwischen *endogenen* und *reaktiven Depressionen*. Die meisten Menschen, die eine Psychotherapie erhalten, haben depressive Zustände oder Verstimmungen

aufgrund von Erlebnissen, Erfahrungen oder Konflikten, die sie nicht bewältigen können. Tabletten können der momentanen Überbrückung dieser Schwierigkeiten dienen. Aber die Problematik, die ihnen zugrunde liegt, ist damit nicht gelöst. Konflikte aufzuarbeiten, vor allem solche, die lange, vielleicht ein Leben lang dauern, braucht seine Zeit.

Man darf einen Menschen nicht wie einen Apparat behandeln. Es genügt auch nicht, einfach eine einzelne Intervention durchzuführen und zu meinen, damit sei das Nötige getan oder gesagt und alles habe sich erledigt. Solche Schwierigkeiten sind verwoben mit Grundhaltungen,

NW: Die Kritik lautet allerdings auch, dass es an Kriterien fehle, um den therapeutischen Erfolg zu messen. Dass die Therapie lange dauert, wird vielleicht noch akzeptiert. Aber viele sagen, sie sei reine Geldverschwendung, da sich der Erfolg nicht verifizieren lasse.

YH: Auf der theoretischen Ebene gibt es dazu Studien und Gegenstudien. Der Laie, der sich ein Urteil bilden will, kommt nicht darum herum, sich mit ihnen auseinanderzusetzen oder sich solche Erfahrungen selber anzueignen. Auf der anderen Seite ist das Gespräch als Ort der Therapie eine sehr alte Sache. Es gab immer Menschen, die sich Rat-



Aus dem Skizzenbuch von Yvonne Haeberli.

Vorstellungen, Wünschen, Phantasien, Verhaltensweisen, denen wir nur langsam auf die Spur kommen. Der Patient oder die Patientin ist sich dieser Probleme ja nicht oder nur teilweise bewusst. Ihm oder ihr diese *Bewusstwerdung* zu ermöglichen ist erst ein Teil der Therapie. Dann *neue Lösungen*, Änderungen des Verhaltens oder der Einstellung zu finden bedingt noch einmal eine lange Arbeit. Es ist daher illusorisch zu glauben, man könne mit Psychopharmaka eine Entwicklung oder eine Reifung beschleunigen. Der Mensch ist ein kompliziertes Wesen, das zu seiner Heilung Zeit braucht.

suchenden in solchen Situationen zur Verfügung stellten. Früher war es der Pfarrer, ein älterer Angehöriger, eine gute Freundin. Auch dabei ging es um das geduldige Zuhören und Aufarbeiten im Gespräch und nicht um eine einmalige Intervention mit einem billigen Ratschlag, was zu tun sei. Konfliktsituationen zu lösen war und ist eine lange und schwierige Arbeit. Der Unterschied zwischen dem Pfarrer und dem Psychotherapeuten liegt wohl darin, dass der Pfarrer sich an bestimmten Wertvorstellungen orientiert, während der Psychotherapeut dem Klienten oder der Klientin dazu verhilft, die eigenen Werte zu finden.

Ich habe mit *Kindern* zu tun, für die solche Konfliktsituationen erst im Entstehen oder jedenfalls noch nicht so neurotisch verankert sind wie bei Erwachsenen. Auf dieser Altersstufe stellt sich der Erfolg denn auch sichtbarer und schneller ein. Das ist das Erfreuliche an der Arbeit mit Kindern. Nach einem halben oder ganzen Jahr Therapie löst sich meistens der Knopf. Oft braucht es auch nur ein paar wenige Gespräche mit den Eltern.

Ich will damit überhaupt nicht sagen, dass die Psychotherapie mit Erwachsenen nicht erfolgreich sein könne. Sie ist oft einfach mühsamer und von längerer Dauer. Die Polemik gegen die Psychotherapie ist allerdings nicht nur finanziell bedingt. Es gibt auch *pseudotherapeutische Verfahren*, die zum Teil von esoterischen Strömungen geprägt sind. Es gibt halt auch Scharlatane auf diesem Markt.

NW: *Und wie soll der Laie Spreu und Weizen trennen können?*

YH: Unsere Standesorganisation hat sehr strenge Kriterien ausgearbeitet, denen die Therapierenden genügen müssen, um aufgenommen zu werden. Wer Mitglied ist, sollte Gewähr dafür bieten, dass er oder sie diesen Kriterien genügt und dadurch fachlich vertrauenswürdig ist.

Erfahrungen als Schultherapeutin

NW: *Du bist Schultherapeutin. Was ist dabei anders als bei der Arbeit des Schulpsychologen?*

YH: Bekannt sind sonst vor allem die schulpsychologischen Dienste. Sie haben den Auftrag, eine Situation abzuklären und eine Diagnose zu erstellen. Ich habe dagegen einen ausschliesslich *therapeutischen Auftrag*. Es gibt nur ganz wenige, die wie ich diesen Auftrag an einer Schule haben.

NW: *Weil die meisten Schulen die therapeutische Aufgabe privaten Therapeutinnen oder Kinder- und Jugendpsychiatern übertragen?*

YH: Ja, und ich bin bei den Schulgemeinden *Kilchberg* und *Rüschlikon* angestellt, die sich diesen «Luxus» leisten, eine eigene Therapeutin zu haben.

NW: *Du bist für mich ein Beispiel, wie die Option für die Armen auch in unseren Breitengraden konkret werden kann. Wo sind die Armen in den reichen Gemeinden Kilchberg und Rüschlikon, in denen Du arbeitest?*

YH: Es gibt auch in *reichen Gemeinden* eine Unterschicht von Leuten, die in der Fabrik, im Strassendienst usw. arbeiten. Es gibt hier Flüchtlingskinder, die einen ansehnlichen Anteil meiner Arbeit beanspruchen und für die ich sehr gerne da bin. Hinzu kommen alleinerziehende Mütter, die überlastet sind. Und auch bei sehr gut bemittelten Familien treten Spannungen und Zwiste auf, unter denen die Kinder leiden.

NW: *Welches sind die häufigsten Probleme, mit denen Kinder und Jugendliche zu Dir kommen?*

YH: Mir werden nur Kinder zugewiesen, die wegen psychischer Schwierigkeiten schulisch behindert oder verhaltensauffällig sind. Aber natürlich lassen sich schulische Probleme und kulturelle oder familiäre Probleme nicht einfach trennen. Von den Kindern, die zu mir kommen, sind etwa ein Drittel ausländische Kinder und ein weiteres Drittel Scheidungskinder.

NW: *Heute ist oft von den «Secondos» die Rede, also von Kindern eingewanderter Eltern. Es heisst, sie hätten besondere Integrationsschwierigkeiten und neigten deshalb zur gewaltsamen Austragung ihrer Konflikte.*

YH: Während die *italienischen Familien* in der Schweiz mittlerweile viel besser integriert sind als noch vor zwanzig Jahren, haben die Jugendlichen aus dem *ehemaligen Jugoslawien* eindeutig die grössten Integrationsschwierigkeiten und die geringsten Chancen. Viele haben die Ge-

walt in ihrem Herkunftsland unmittelbar erlebt und sind erst im mittleren oder späteren Kindesalter zu uns gekommen. Sie bringen wenig Schulbildung mit und haben Sprachprobleme. Die Eltern arbeiten und können weder bei den Aufgaben helfen noch am schulischen Alltag teilnehmen.

Mitunter höre ich von Vätern aus anderen Kulturen, dass an den Schwierigkeiten ihres Kindes die Lehrer schuld seien. Sie sollten ihm endlich einmal eine saftige Ohrfeige verpassen. Statt dessen würde bei uns nur geredet. Dann muss ich mit den Eltern eine lange Diskussion über die *Körperstrafe* führen und ihnen erläutern, dass solche Eingriffe bei uns nicht erlaubt sind, dass aber auch für das Kind eine riesige Spannung entsteht, wenn die beiden Erziehungssysteme derart auseinander klaffen.

Eine Spiritualität des Suchens

NW: *Yvonne, Du bist nicht nur eine hervorragende Psychotherapeutin, Du hast auch Dein Hobby, die Malerei, zu professioneller Qualität entwickelt. Wie bist Du dazu gekommen?*

YH: Die *Malerei* hat mich schon immer interessiert. Schon am Seminar hätte ich grösste Lust gehabt, an die Kunstgewerbeschule zu gehen. Das Malen ergänzt meine Arbeit und ermöglicht mir, in Bereiche emotionaler Erfahrung und Befindlichkeit vorzustossen, denen gegenüber ich, soll ich sie verbal ausdrücken, immer eine gewisse Scheu verspüre. Die Malerei ist für mich nahe bei der Meditation oder der Poesie. Sowohl in meinem beruflichen wie auch im privaten Alltag kam diese Ebene in den letzten Jahren zu kurz.

NW: *In Deinem Nachruf auf Lilly Dür-Gademann steht, Ihr hättet an der Psychoanalyse die spirituelle Dimension vermisst. Du bist keine Frau der grossen Worte, aber liegt etwas von dieser Spiritualität nicht Deiner Arbeit und Deinen Bildern zugrunde?*

YH: Ich spreche lieber von einem *Resultat meiner Erfahrung*. Sie enthielt schon in meiner Kindheit zahlreiche Entbehrungen. Ich machte die prägende Erfahrung, dass meine Familie zu den Armen gehörte. Von mir hiess es in der Schule, ich sei zwar intelligent, aber eben nicht aus guter Familie. Mitschülerinnen und Mitschüler beneideten mich wegen meiner schulischen Leistungen, gaben mir aber zu verstehen, dass ich nicht zu ihnen gehörte.

Auf der anderen Seite bin ich in meiner Jugend wie später in meinem Erwachsenenleben immer wieder Menschen begegnet, die mir im entscheidenden Moment weiterhalfen. Ich denke vor allem an einen Jesuitenpater in Paris, der mich auch materiell unterstützte. Als ich seine Hilfe nicht entgegennehmen wollte, sagte er mir den wichtigen Satz: «Frage nicht, woher das Geld kommt, sondern gib es weiter, sobald Du selber dazu in der Lage bist.» Der Satz wurde für mich zu einem *Leitmotiv*, dem ich nachzuleben versuche. Er macht zutiefst Sinn, wenn man das eigene Leben als Gut versteht, das immer in Beziehung zu anderem Leben steht.

Aber was heisst *Spiritualität*? Ich bin da immer noch am Suchen. Ich habe schwierige Lebenssituationen erfahren. Ich weiss, was Verzweiflung ist, aber auch, was es bedeutet, wenn man aus einem tiefen Loch wieder auftaucht und sieht, dass eine schwierige Erfahrung auch Sinn machen kann. Woran es liegt, dass die einen an Schwierigkeiten wachsen können, andere aber sich verbittern lassen, darüber habe ich noch Zeit weiter nachzudenken, nicht wahr?

NW: *Ich wünsche Dir dazu die nötige Musse und viel Power und Kreativität in Deinem neuen Lebensabschnitt. Im Namen unserer Leserinnen und Leser gratuliere ich Dir nachträglich zu Deinem runden Geburtstag und danke Dir für Deine engagierte und beharrliche Mitarbeit bei den Neuen Wegen.* •